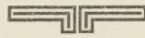


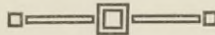
# Der reguläre Bedeutungswandel I.

Allgemeiner Teil.



Von

Oberlehrer W. Rahn.



Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule zu St. Petri und Pauli  
in Danzig.

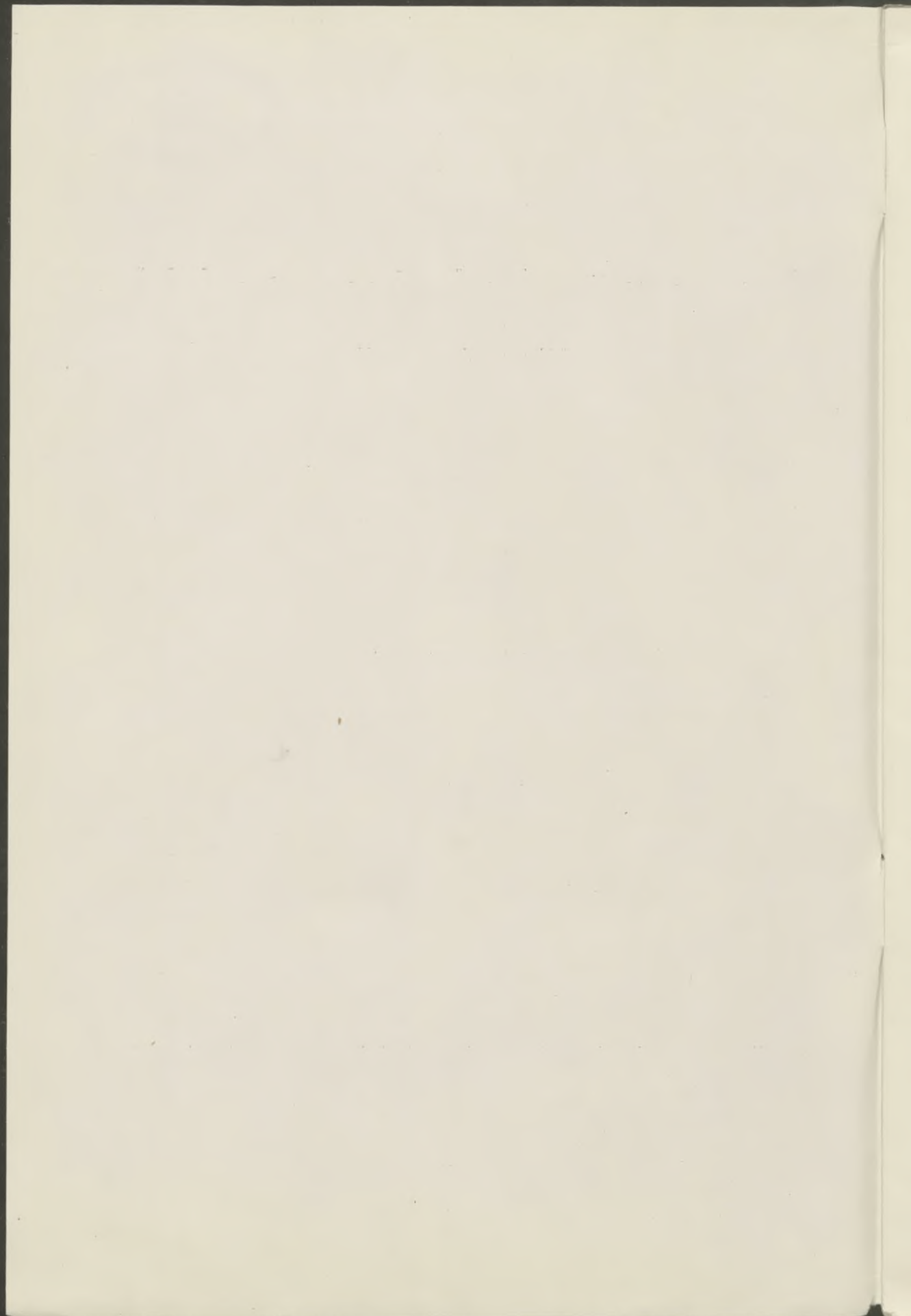
---

Danzig.

Druck von A. Schroth.

1907.

1907. Progr. 51.





Daß es schlechterdings kein Wort gibt, das zu allen Zeiten und an allen Orten immer ein und dieselbe Bedeutung gehabt hätte, ist eine bekannte Tatsache. Wir brauchen nur ein beliebiges Lexikon aufzuschlagen, um tausend Belege dafür zu finden, daß die Wörter in den allerverschiedensten Bedeutungen vorkommen. Greifen wir irgend ein Beispiel aus dem französisch-deutschen Sachs-Villate heraus: das Substantiv *timbre*, vom griechischen *τύμπανον* herkommend, kann noch heute, wenn auch diese Bedeutung als veraltet gilt, eine bestimmte Art von Trommel bedeuten. Gewöhnlich bezeichnet es jetzt eine mit einem Hammer anzuschlagende Glocke, dann aber auch den Klang dieser Glocke und weiter die Klangfarbe überhaupt, wofür wir in affektiertem Deutsch mitunter *timbre* sagen. Die Melodie, nach welcher ein Lied gesungen wird, wird gleichfalls mit *timbre* bezeichnet. Es bedeutet aber auch den Stempel einer Behörde, ja in *timbre-poste* sogar die Marke, auf die der Stempel gedruckt wird; es bezeichnet endlich das Stempelamt. — Oder nehmen wir ein deutsches Wort: Hat sich nicht das ahd. *marahscale* mhd. *marschalk* aus dem ursprünglichen Pferdeknecht zunächst bei den Franken zu dem Aufseher über die Pferde und dann in das heutige Marschall als Titel für einen verdienten General gewandelt? Wer denkt heute noch an die alte Bedeutung? In Frankreich ist diese wenigstens noch insofern erhalten geblieben, als man unter *maréchal* nicht nur den Marschall, sondern auch den Hufschmied versteht. — Unser Leutnant heißt nicht nur wörtlich übersetzt Statthalter, sondern man verband auch damit den Begriff Statthalter, so z. B. in Königsleutenant = *lieutenant du roi*. — Und endlich, um damit zu schließen: wir sprechen von einem lauschigen Plätzchen. Aber das Verbum *lauschen* heißt heute horchen! In diese Bedeutung hat es sich im Laufe der Zeit aus dem früheren verstecken gewandelt.

Je mehr Beispiele wir aufzählen wollten, um so mehr könnte sich bei oberflächlicher Betrachtung der Eindruck befestigen, als ob die Entwicklung der Wortbedeutungen den Weg schrankenloser Willkür gegangen sei. Und doch sprechen schon Ueberlegungen a priori dafür, daß der Bedeutungswandel nach einer gewissen Gesetzmäßigkeit verlaufen muß, besonders, wenn wir ihn in Parallele stellen zu dem Lautwandel, von dem es doch seit Bopp und Jacob Grimm feststeht, daß er bestimmten sprachlichen Lautgesetzen unterworfen ist. Wenn der Weg, den die Wortform

in ihren Wandlungen eingeschlagen hat, wenigstens im großen und ganzen<sup>1)</sup> durch feste Lautgesetze bestimmt ist, so ist in der Tat nicht einzusehen, warum die Richtung, die die Bedeutung eines Wortes genommen hat, nur vom Zufalle abhängen sollte.

Nun lehnen in der Tat heute nur wenige Sprachforscher eine Gesetzmäßigkeit auf dem Gebiete der Bedeutungsänderungen rundweg ab. In erster Linie Fritz Mauthner.<sup>2)</sup> Er tut es aber in Konsequenz seiner gesamten Auffassung vom Wesen der Sprache. Ihm ist nämlich die Sprache überhaupt nur ein Zufallsprodukt, „zufällig im Gegensatze zu dem menschlichen Bilde der Gesetzmäßigkeit.“<sup>3)</sup> Dann liegt vor mir eine Besprechung der Mauthnerschen „Kritik“ von Ottmann in Giessen.<sup>4)</sup> Hier heißt es (S. 5): „Zufall erkennt auch die Sprachgeschichte an; aber nicht in dem rein mechanisch-physiologischen Vorgang des Lautwandels, sondern im Bedeutungswandel.“ Ich vermute aber, daß es sich bei dieser Frage nur um einen Wortstreit handelt. Es kommt eben darauf an, was man unter Gesetzmäßigkeit versteht. Ist denn etwa der Lautwandel gesetzmäßig in dem Sinne, daß in jedem einzelnen Falle bestimmte Lautgesetze zur Wirkung gelangen müssen? Nein, sondern wie die Naturgesetze ausnahmslos nur dann wirken, wenn sie nicht durch andere Gesetze oder durch besondere ihnen entgegen wirkende Ursachen durchkreuzt werden: gerade so gelten die bestimmt formulierten Gesetze der Veränderung der Sprachlaute nur so lange, als ihre Geltung nicht durch nachweisbare einzelne Ursachen in besonderen Fällen aufgehoben wird.<sup>5)</sup> Genau so muß es auch aufgefaßt werden, wenn man von einer Gesetzmäßigkeit des Bedeutungswandels spricht: eine strenge Causalität muß für ihn in Anspruch genommen werden.

Von diesem Standpunkt aus ist die Bemerkung Stöckleins zu corrigieren, der sagt:<sup>6)</sup> „Wenn sich auch eine Bedeutung aus der andern nach gewissen Gesetzen entwickelt, so braucht noch keineswegs in der Gesamtreihe der Bedeutungen eines Wortes Gesetzmäßigkeit obzuwalten. Wenigstens habe ich diese Beobachtung an den vielen Fällen, die ich untersuchte, nicht machen können, und wohl auch sonst noch niemand bis jetzt. Alles weist auf das Gegenteil hin. Wenn auch jeder Bedeutungswandel seinen Grund hat, so könnte doch nicht mit der Sicherheit, wie dies bei Naturgesetzen der Fall ist, vorausgesagt werden, daß sich das Wort zu dieser oder jener Bedeutung entwickeln müsse.“ Nein, freilich, ein derartiges Voraussagen ist nicht unsere Sache; aber doch

<sup>1)</sup> Vgl. Wundt, *Völkerpsychologie* I, 1, S. 348 ff. und dazu Delbrück, *Grundfragen* S. 101/102.

<sup>2)</sup> *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, 3 Bde. 1902.

<sup>3)</sup> III, S. 589.

<sup>4)</sup> In „*Zeitschrift für den deutschen Unterricht*“, herausgegeben von Otto Lyon, 17. Jahrg. 1903, S. 1—19.

<sup>5)</sup> Wundt, *Völkerps.* I, 1, S. 348. Vergl. dazu desselben Verfassers Aufsatz: „Über den Begriff des Gesetzes, mit Rücksicht auf die Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze“, *Phil. Stud.* III, S. 196 ff.

<sup>6)</sup> *Untersuchungen zur Bedeutungslehre*, Programm des Kgl. Gymnasiums zu Dillingen für 1894/95, S. 14.

können wir die unberechenbare, individuelle Willkür, den Zufall, die Laune in jedem Falle aus den Erscheinungen des Bedeutungswandels verbannen und an deren Stelle durchweg deutlich erkennbare Motive setzen, die mit Notwendigkeit den Wechsel der Bedeutung nach dieser oder jener Richtung bewirkt haben.<sup>1)</sup>

Derjenige, der in besonders eingehender Weise eine Gesetzmäßigkeit des Bedeutungswandels nachgewiesen hat, ist der Psychologe Wilhelm Wundt, der zuerst in seiner „Logik“,<sup>2)</sup> dann aber ausführlich in seiner Völkerpsychologie Band I die sprachlichen Erscheinungen nach psychologischen Gesichtspunkten untersucht. Das achte Kapitel beschäftigt sich mit dem Bedeutungswandel. Wundt steht in bewußtem Gegensatz zu den sprachpsychologischen Aufstellungen der Herbart'schen Schule, auf der namentlich Hermann Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte“<sup>3)</sup> fußt. Dieser zuletzt genannte Sprachgelehrte teilt unter anderen<sup>4)</sup> den der Psychologie Herbarts eigentümlichen Fehler, psychologische Prozesse auf später in die Untersuchung hineingetragene intellektuelle Überlegungen zurückzuführen. So faßt er die Fälle des Bedeutungswandels unter die logischen Begriffsverhältnisse der Überordnung und Unterordnung zusammen und läßt diesen die Erweiterung und Verengung der Bedeutung entsprechen. Doch was ist für die Erklärung damit getan, wenn er z. B. feststellt, daß das Wort „Schirm“ an sich und usuell jeden schirmenden Gegenstand bedeutet, aber durch Ausbreitung occasioneller Verengung auf das zur Abwehr des Regens oder der Sonnenstrahlen bestimmte Ding specialisiert worden ist? Wir haben doch noch keineswegs Klarheit darüber, wie das Wort zu der neuen Bedeutung gekommen ist. Ebensowenig genügt uns die Erklärung, daß „pecunia“ aus der Bedeutung „Geld als Tauschmittel“ zu der „des Tauschmittels überhaupt“, des Geldes, erweitert wurde. Sollte eine derartige logische Einteilung wirklich eine psychologische Erklärung sein, so müßten „die nämlichen Motive, die uns nachträglich zu dieser Ordnung veranlassen, auch ursprünglich bei dem Bedeutungswandel selbst“<sup>5)</sup> vorhanden gedacht werden. Ein solches Herübertragen subjektiver Reflexionen über die Dinge in die Dinge selbst nennt Wundt das Charakteristikum der Vulgärpsychologie. Mit Ironie sagt er in der Einleitung zu seiner Völkerpsychologie<sup>6)</sup>: „Nach den meisten Ausführungen über Bedeutungswechsel müßte man annehmen, eine redende Gemeinschaft sei fortwährend bemüht, die logischen Kategorien der Über-, Unter-, Nebenordnung usw. auf die Worte der Sprache anzuwenden; denn man scheint der Meinung zu sein, mit der Zurückführung auf derartige Begriffsverhältnisse seien die psychologischen Vorgänge als solche erklärt, oder es bedürfe doch, wenn ein Begriffsverhältnis gefunden sei, einer Erklärung nicht mehr“.

<sup>1)</sup> Vgl. Wundt, Völkerpsychologie I, 2, S. 432—37.

<sup>2)</sup> Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis usw. 1880. Erster Band, Erkenntnislehre S. 30—37 u. sonst. Die 2. Auflage stand mir nicht zur Verfügung.

<sup>3)</sup> 1898<sup>3</sup>.

<sup>4)</sup> z. B. H. Lehmann, der Bedeutungswandel im Franz. 1884, A. Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes 1901, M. Bréal, Essai de sémantique 1897.

<sup>5)</sup> Wundt, V. Ps. I, 2, S. 442.

<sup>6)</sup> 1, S. 15.

In diesem Citat ist soeben das Begriffsverhältnis der Nebenordnung genannt worden. Das ist eine Klassifikation, die herhalten muß in all den Fällen, wo mit der rein logischen nichts anzufangen ist. Man spricht z. B. von einer metaphorischen Bedeutungsübertragung. Insofern man nun unter Metapher jede mögliche, also auch unbewußte Bedeutungsübertragung versteht, wäre ja Bedeutungswandel und Metapher ein und dasselbe, eine Tautologie, und von einem Zurückführen des Bedeutungswandels auf die Metapher, seiner Erklärung als Metapher, könnte vernünftigerweise nicht gesprochen werden. So faßt aber z. B. Mauthner die Metapher, auf die er jeden Bedeutungswandel zurückführt, nicht auf. Für ihn bedeutet Metapher eine anfangs wenigstens bewußte Übertragung infolge Vergleichung nach Ähnlichkeit; alle Wörter, behauptet er, seien einmal Bilder gewesen, „zuerst für den Bildner der Metapher, dann für andere.“<sup>1)</sup> Wie sehr er dabei den tatsächlichen Vorgang verkennt, ist mir besonders deutlich geworden bei der Prüfung seiner Auffassung in Anwendung auf die Entstehung der Wortbedeutungen beim Kinde.<sup>2)</sup> Auch die kindliche Sprechentwicklung soll nach Mauthner auf dem Wege der Metapher vor sich gehen.<sup>3)</sup> Doch was die kindliche Sprechweise total von der metaphorischen verschieden macht, ist dies, daß dem Kinde eine Kenntnis der Verschiedenheit von eigentlicher und bildlicher Bezeichnung, die doch vorausgesetzt werden müßte, gänzlich fehlt, wie man das durch zahlreiche Versuche festgestellt hat. Nun liegt ja der Einwand sehr nahe, daß, wenn nicht für das Kind, so doch für den erwachsenen Menschen immerhin jede neue Bedeutung eine bildliche Übertragung von einer anderen her sein könne. Auf den ersten Blick hat die Annahme viel für sich, die Bezeichnung „Zunge an der Wage“ z. B. sei ein Bild der Zunge im Munde gewesen, wobei dahingestellt bleibe, in wie weit die Zunge (des Menschen z. B.) wiederum ursprünglich nur eine bildliche Bezeichnung gewesen sein mag; denn das ist ja das Eigentümliche der Metapher, daß sie nur anfangs als solche empfunden, später aber so sehr mechanisiert wird und verblaßt, daß man sich der anfänglich bildlichen Bedeutung garnicht mehr bewußt ist. So nennt ja auch Jean Paul die Sprache ein Wörterbuch erblaßter Metaphern.

Gegen diese Anschauung spricht aber zunächst schon die einfache Überlegung, daß doch irgendwo einmal eine Anfangsbenennung gewesen sein muß, die nicht eine Metapher, nicht also eine willkürliche, bewußte Übertragung war<sup>4)</sup>. Sofort schwindet dann aber auch das scheinbar Einleuchtende jener Anschauung um ein bedeutendes.

Nun wird durch die ganze folgende Untersuchung, so hoffen wir, klar werden, worauf wir jetzt nur hinweisen können, daß in den aller-

<sup>1)</sup> I 123, II 274, 467, 473 u. sonst.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Meumann, die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde in Philos. Studien 20 II 1902.

<sup>3)</sup> II S. 278.

<sup>4)</sup> Wie die ersten Benennungen entstanden gedacht werden müssen, werden wir noch zu zeigen haben.

meisten Fällen, die gewöhnlich unter die Rubrik Metapher untergebracht werden<sup>1)</sup>, die Bedeutungsübertragung (sofern sie nicht singular ist) sich durchaus als ein Identifikationsakt darstellt, der unmittelbar, unbewußt, unwillkürlich sich vollzieht. Wenn wir von den „Beinen“ eines Tisches sprechen oder den Kummer eine „Last“ nennen, so erscheinen uns diese Benennungen nicht nur jetzt (das würde nichts beweisen, da es sich eben um eine verblaßte Metapher handeln könnte) als adäquate Ausdrücke für die Gegenstände, sondern es läßt sich der Eindruck nicht verscheuchen, daß auch bei der allerersten Benennung der Kummer wirklich als Last empfunden, die Beine des Tisches als wirkliche Beine, wie die Beine z. B. einer Kuh, betrachtet wurden.<sup>2)</sup> Für die kindliche Sprechweise kann ich das gerade an dem zuletzt erwähnten Falle empirisch nachweisen. Ich ließ an die Beine eines Sofas neue Rollen anbringen. Mein dreijähriges Söhnchen kam hinzu, sah das mit den Stützen nach oben liegende Sofa, faßte eine davon an und sagte: Beine. Noch niemals vorher hatte das Kind die Bezeichnung Beine in dieser Bedeutung von Stützen eines Gegenstandes gehört.

Einige Erscheinungen des Bedeutungswandels können unter dem Gesichtswinkel der Erhöhung und der Erniedrigung des Wertes der Wörter betrachtet werden. Wenn sich z. B. engl. knight, das ja noch durch seine Schreibart an unser deutsches Knecht erinnert, in die Bedeutung Ritter gewandelt hat, wenn Lenz, das erst im 15. Jahrhundert durch Frühling ersetzt wurde, ursprünglich durchaus nicht als ein edleres Wort galt wie dieses, jetzt aber nur noch in höherer Redeweise Verwendung findet, so ist das gewissermaßen eine Rangerhöhung der Wörter. Umgekehrt gebraucht man heute zahlreiche Wörter in wegwerfender Bedeutung, die früher als Bezeichnung für durchaus unübliche Begriffe im Gange waren; bekannt sind ja die Qualitätsverschlechterungen von Weib, Pfaffe, Mähre usw.<sup>3)</sup>

Aber es genügt doch noch nicht, daß dieser Zug divergierender Entwicklung einiger Wortbedeutungen festgestellt wird; die Hauptfrage ist: wie läßt er sich erklären? Gewiß nicht dadurch, daß man ihn einfach auf einen Trieb der Sprache, sich optimistisch oder pessimistisch zu entwickeln, zurückführt. Speziell für die Qualitätsverschlechterung hat man<sup>4)</sup> als Grund eine Neigung des Sprechenden angenommen, das Anstößliche eines Begriffs durch euphemistische Bezeichnung zu verhüllen.<sup>5)</sup> Diese Erklärung paßt wohl auf eine Reihe von Fällen — man denke an die Entwicklung des Wortes Dirne oder des franz. fille. Aber häufig läßt sie uns im Stiche, so beispielsweise bei elend, was bekanntlich

1) Eine Übersicht über die Arten der Metapher gibt Paul S. 86 f.

2) Wundt 2, S. 553.

3) Zugänglich waren mir von einschlägigen Abhandlungen: M. Nitsche, die Qualitätsverschlechterung franz. Wörter und Redensarten, Diss. Leipzig 1898 und J. Kollberg, Beiträge zur Lehre vom Bedeutungswandel der Wörter im Englischen. Teil I Die Qualitätsverschlechterung einiger Wörter, Progr. Nr. 23 für 1904.

4) Bréal S. 110. A. Darmsteter, la vie des mots. Vgl. auch Kollberg S. 7/8.

5) Vgl. Mauthner I, S. 56 f.

im Althochdeutschen (*alilenti*) im anderen Lande befindlich bedeutet; oder bei Bauer, bäuerisch. Dasselbe gilt von der Beeinflussung der Bedeutungs-entwicklung durch Ironie. — Gegen alle diese Erklärungsversuche ist letztlich immer der Einwand zu erheben, daß sie die Sprache als ein System willkürlich erfundener Begriffszeichen auffassen,<sup>1)</sup> eine Anschauung, die durch unsere Untersuchung, so hoffen wir, widerlegt werden soll.

Den eben erwähnten Fehler zeigt in besonders auffallendem Maße die sogenannte teleologische Betrachtungsweise, wonach sich die Geschichte der Sprache „in der Diagonale zweier Kräfte“<sup>2)</sup> bewegen soll, des Bequemlichkeitstriebes und des Deutlichkeitstriebes. Man stellt es so dar, als ob die Menschheit von Anfang an beim Sprechen nichts anderes im Auge gehabt habe, als einerseits möglichst deutlich, andererseits möglichst bequem und mit den sparsamsten Mitteln sich auszudrücken. Dabei wäre es allerdings höchst wunderbar, daß ein Wort wie unser „Geist“ in einer fast unabsehbaren Reihe von Bedeutungen vorkommt — was zwar sparsam, doch weder deutlich noch bequem ist —, während wir häufig für jede noch so kleine Nüance eines und desselben Begriffes mindestens ein Wort besitzen — was zwar deutlich, aber weniger bequem, am wenigsten sparsam ist.

Auf einem gangbareren Wege befinden wir uns bei der historischen Betrachtungsweise des Bedeutungswandels. In der Tat kann man bei der Mehrzahl der Fälle die Kenntnis geschichtlicher und besonders kulturgeschichtlicher Vorgänge garnicht entbehren, um die äußeren Bedingungen zu überschauen, unter denen sich ein Wort verändert hat. Mit der Wandelung geschichtlicher Verhältnisse wandelt sich auch notwendig der Bedeutungsinhalt zahlreicher Wörter. Der ursprüngliche *herizogo*, an der Spitze des Heeres Ausziehende, wird zum Herzog; das im Munde des Küstenbewohners noch sinngemäße *arriver* (aus mittellat. *adri-vare*) = ans Ufer kommen wird zum *arriver* = ankommen des Binnenbewohners, usw. Wir werden ja im Laufe unserer Untersuchung noch öfters auf die historischen Bedingungen des Bedeutungswandels zurückkommen müssen. Als letzte Ursachen können sie niemals gelten, einmal schon deshalb nicht, weil sie bei einer Anzahl Erscheinungen, z. B. bei *Abstractis* wie Kunst, Geist, überhaupt nicht vorhanden sind; dann aber auch, weil bei allem doch immer noch die Frage übrig bleibt, wie es denn gekommen ist, daß unser Bewußtsein die an die äußeren Bedingungen geknüpften Übertragung vorgenommen hat. Immer muß doch dem äußeren Prozeß ein innerer psychologischer Vorgang zu Grunde liegen. Die psychologische Interpretation ist deshalb die einzige, die wirklich auf die Fragen nach dem letzten Warum und Wie eine befriedigende Antwort geben kann.

Wenn wir im Folgenden die Erscheinungen des Bedeutungswandels auf psychische Motive zurückzuführen uns anschicken und zwar unter Zugrundelegung der Wundtschen Psychologie, so werden wir, wie Wundt es in der Einleitung zu seiner Völkerpsychologie und ausführlicher in seiner

<sup>1)</sup> Wundt 2, S. 453.

<sup>2)</sup> v. der Gabelentz, die Sprachwissenschaft, S. 251.



„Sprachgeschichte und Sprachpsychologie“<sup>1)</sup> (S. 5—20) dargelegt hat, einen doppelten Vorteil daraus ziehen: für die Sprachgeschichte und speziell die Bedeutungsdifferenzierung, indem wir sie in ihrem geheimsten Walten belauschen; für die Psychologie, indem wir aus den Tatsachen der Bedeutungsentwicklung psychologische Erkenntnisse gewinnen und bereits vorhandene an ihnen nachprüfen.

Was ist unter der Bedeutung eines Wortes zu verstehen? Da bedeuten von deuten = hinweisen herkommt, so werden wir ohne weiteres sagen können, daß das Wort eine Hinweisung ist auf eine Vorstellung.

Doch es wird nötig sein, daß wir uns das psychologische Verhältnis zwischen Wort und Vorstellung ein wenig genauer vergegenwärtigen. Nehmen wir an, irgend ein Urmensch oder eine Gruppe von Urmenschen erblickten zum ersten Male etwas, was wir Pferd nennen. Wie werden sie sich bei diesem neuen Anblick verhalten? — Der neue Eindruck wird zunächst Verwunderung, Staunen oder Furcht, vielleicht auch, wenn der Mensch dem Raubtier glich, Begierde, d. h. einen Affekt hervorrufen. Hierzu gehören Bewegungen des Körpers (Ausdrucksbewegungen). Das Haupt richtet sich staunend nach jenem unbekanntem Etwas, die Arme strecken sich aus in hinweisender Geberde. Die Sprechwerkzeuge geraten in Bewegung: es entsteht eine Lautäußerung, die vielleicht eine Nachahmung des von dem Pferde ausgehenden Wieherns ist.<sup>2)</sup> Es entsteht ein artikuliertes und zwar ein sogenanntes onomatopoetisches Wort. Dieses zunächst immer von der hinweisenden Geberde begleitete Wort stellt sich jedesmal ein, sobald das „Pferd“ in den Bereich des Gesichtskreises kommt. Die hinweisende Geberde mag dann bald, da das bloße Wort vollständig zur Bezeichnung genügt, ausgeschaltet worden sein. -- In dem Falle, daß nicht gleich bei der ersten Wahrnehmung eines neuen Objekts ein Name dafür, wie bei den onomatopoetischen Bildungen, unwillkürlich sich einstellte, sondern etwa erst, wenn das Bedürfnis nach Mitteilung dazu zwang, hat man sich gewiß längere Zeit mit der hinweisenden Geberde begnügt. Aber schließlich trat dann doch irgendwann einmal eine Lautbezeichnung, ein Name, ein. Wie weit dieser ursprünglich eine innere Affinität zu der Vorstellung gehabt hat, ob in der Urzeit der Sprache den redenden Menschen der Sprachlaut irgendwie ein akustisches Bild der Vorstellung war — wer wollte es ergründen?<sup>3)</sup>

Jede Vorstellung, z. B. die Vorstellung eines einzelnen Pferdes, stellt einen Begriff in seiner ursprünglichen Gestalt dar.

Wie — nach Wundt — ein Begriff entsteht, sei an einem Beispiele erläutert:<sup>4)</sup> Eine Gesamtvorstellung wie die: „Ein Pferd grasst auf einer Weide“ wird von uns wahrgenommen. In dieser heben sich von Anfang

<sup>1)</sup> 1901. Diese Schrift ist eine Entgegnung auf Delbrücks „Grundfragen der Sprachforschung“.

<sup>2)</sup> Es ist klar, daß wir uns nur mit psychologischen Erwägungen in den Urzeiten der Sprache orientieren können.

<sup>3)</sup> vgl. Wundt, Logik I, S. 47.

<sup>4)</sup> Ich benutze hier Delbrück S. 37, 38, 40, 165; nur bleibe ich bei dem Beispiele „Pferd“.

an für uns gewisse Punkte als etwas Besonderes heraus. Indem sich mit ihnen entsprechende feste Punkte in ähnlichen Gesamtvorstellungen associieren, bereiten sich die Teilvorstellungen „Pferd“, „grasen“, „Weide“ vor und werden immer klarer apperzipiert, wenn jede wirklich als etwas Besonderes gegen den übrigen Inhalt der Gesamtvorstellung abgegrenzt wird. (Akt analytischer Apperception). Wenn wir nun aufmerksam die Beziehungen ins Auge fassen, die zwischen den Teilvorstellungen stattfinden, also uns vergegenwärtigen, daß das Pferd ein lebendes Wesen ist, daß es grast, daß die Weide ihm Gras gewährt u. a., so vollziehen wir einen Denkakt. Die Gesamtvorstellung kann man auch einen Gedanken nennen; die Gliederung dieses Gedankens in zwei Bestandteile, Subjekt und Prädikat, ist ein Urteil (Satz). Jede Teilvorstellung läßt sich entweder noch weiter dual gliedern oder sie ist unteilbar. Eine solche Teilvorstellung, die nicht weiter dual gegliedert werden kann, heißt ein Begriff. Der Begriff ist demnach der letzte isolierbare Bestandteil einer gegliederten Gesamtvorstellung. Die Begriffe ordnen sich in die Begriffe von Gegenständen, Eigenschaften und Zuständen. Das sie bezeichnende Wort ist demnach entsprechend entweder ein Substantivum oder ein Adjektivum oder ein Verbum, — soweit es nämlich in einer Sprache überhaupt zu einer kategorialen Gliederung der Wörter gekommen ist. <sup>1)</sup>

Durch die Urteilsfunktion, die in der Gliederung einer Gesamtvorstellung besteht, werden entweder Gegenstände zu einander, oder es wird ein Gegenstand zu einer Eigenschaft oder zu einem Zustande in Beziehung gesetzt. <sup>2)</sup> Es wird also der Begriff niemals isoliert vorgestellt, sondern die Eigenschaft ist immer an einen Gegenstand gebunden und ebenso der Zustand, und der Gegenstand wieder ist nur in Verbindung mit dem Ganzen der Vorstellung denkbar.

Das Wort bezeichnet im Anfange seiner Bedeutungsentwicklung zunächst immer solch einen individuellen, auf concrete Bestandteile der Gesamtvorstellung bezogenen Begriff. <sup>3)</sup> Wort und Begriff gehen eine feste Complication ein. Nun ist es aber eine Eigenschaft unseres Bewußtseins, unter einer Mehrheit gleichzeitiger Vorstellungen in der Regel nur eine klar zu apperzipieren, die zur herrschenden Vorstellung wird. <sup>4)</sup> Da dem Begriffe wegen seiner Gebundenheit an andere Begriffe derselben Gesamtvorstellung eine gewisse Unbestimmtheit und Veränderlichkeit zukommt, so tritt er in der Complication gegenüber dem Worte einigermaßen zurück. Immerhin ist es jedoch unserer Aufmerksamkeit noch verhältnismäßig leicht, die Bestandteile der Complication gesondert zu apperzipieren, solange der durch das Wort bezeichnete Begriff ein Individualbegriff bleibt. Das ändert sich aber, sobald der Begriff noch unbestimmter wird. Das geschieht dadurch, daß sich infolge des übereinstimmenden Verlaufs verschiedener Urteilstgliederungen solche Begriffe

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Sütterlin, S. 123 ff. 152.

<sup>2)</sup> Wundt, Grundriß der Psychologie 1901<sup>4</sup> S. 323.

<sup>3)</sup> Wundt V. Ps. 2, S. 457.

<sup>4)</sup> Wundt Logik I, S. 18/19.

bilden, die als Bestandteile mehrerer Gesamtvorstellungen vorkommen,<sup>1)</sup> mit einem Wort dadurch, daß Allgemeinbegriffe entstehen, denen eine mehr oder minder große Anzahl einzelner Vorstellungen entspricht. Allgemeinbegriffe, die ja naturgemäß die überwiegende Mehrheit der Begriffe überhaupt bilden, kann man sich nun garnicht als solche vorstellen. Schon Berkeley hat in der Einleitung zu seinem „Treatise of the principles of human knowledge“<sup>2)</sup> darauf hingewiesen, daß die allgemeine Vorstellung eines Dreiecks, d. h. eines solchen, das weder schiefwinklig noch rechtwinklig, weder gleichseitig noch gleichschenkelig noch ungleichseitig, sondern dies alles und doch zugleich nichts von allem dem ist, ein Ding der Unmöglichkeit sei. An Stelle der Vorstellung eines Allgemeinbegriffs tritt vielmehr immer ein einzelner Begriff, also beispielsweise ein ganz bestimmtes Dreieck; wählen wir ein ungleichseitiges. Welche Einzelvorstellung gerade zur stellvertretenden gewählt wird, hängt vom Zufalle ab. Denn im dunklen Hintergrunde unsers Bewußtseins ruhen mehrere Vorstellungen, die sich alle in gleicher Weise eignen würden wie die gewählte, den allgemeinen Begriff zu repräsentieren. Daher kommt es, daß die gerade gewählte stellvertretende Vorstellung bei weitem nicht die Bestimmtheit hat, die sie als Einzelvorstellung haben würde. Ein um so größeres Übergewicht aber gewinnt das Wort, das die repräsentative Vorstellung bezeichnet; ja es kann vermöge seiner Bestimmtheit und Unveränderlichkeit der schwankenden Vorstellung gegenüber selbst zum Repräsentanten des Allgemeinbegriffs werden, besonders, wenn dieser abstract ist. Es spielt dann vollständig die Rolle einer Gedankenmünze, die eine innere Beziehung zu dem Begriff, den es ausdrückt, ohne Weiteres nicht erkennen läßt, oder eines algebraischen Zeichens, das sich jeder Anwendung fügt, die man ihm geben mag.<sup>3)</sup>

Das Wort bezeichnet also, wie wir gesehen haben, zuerst immer eine sinnliche (concrete) Einzelvorstellung und wird von da zur Bezeichnung allgemeiner Begriffe, da ja bei der Ausdehnung der beziehenden Analyse auf verschiedene Urteilsinhalte die Einzelbegriffe sich zu Allgemeinbegriffen umwandeln müssen. In praxi ist daher jeder Begriff allgemein, und wir werden deshalb auch das Attribut „allgemein“ weglassen. Psychologisch ist es aber von größter Wichtigkeit, festzuhalten, daß sich jeder Begriff erst aus einer concreten Einzelvorstellung entwickelt hat: wir müssen, um richtige sprachpsychologische Erkenntnisse zu gewinnen, immer auf den Ausgangspunkt der Begriffsentwicklung zurückgehen. Der Ausgangspunkt ist aber immer derselbe: der concrete Einzelbegriff. Das gilt auch für die sogenannten abstracten Begriffe, die, wenn man von dem Resultat der Entwicklung ausgeht, sich dadurch von den concreten

1) Wundt, Grundriß S. 323.

2) 1710. Deutsch von Überweg, Leipzig 1879.

3) Wundt, Logik I, S. 44. 48. — Über die Bedeutung des Zeichens für unser Denken handelt in überaus anregender Weise Julius Keller in seinem Programm (Nr. 650 für 1899): Denken und Sprechen und Sprachunterricht. Eine Studie zur Frage nach der formalen Bildung.

Begriffen unterscheiden, daß ihnen nicht, wie diesen, unmittelbar sinnliche Vorstellungen zu Grunde liegen.

Haben wir bisher das allgemeine Verhältnis, das zwischen Wort und Begriff besteht, festgestellt, so erhebt sich nun die weitere Frage, nach welchen besonderen psychologischen Gesetzen die Benennung der Begriffe vor sich geht.

Da die Begriffe in die Begriffsformen der Gegenstände, Eigenschaften und Zustände (Vorgänge) zerfallen, so werden wir zuerst die Benennung von Gegenständen und dann die von Eigenschaften und Zuständen betrachten, dabei aber von den abstracten Begriffen und ihrer Benennung zunächst absehen, um sie wegen ihrer Eigenart gesondert in einem weiteren Abschnitt zu behandeln.

Die Frage nach der Form der Urbenennungen wird übrigens immer eine müßige bleiben, weil es in der Urzeit eines jeden Sprachstammes sicherlich eine Sprachperiode ohne kategoriale Unterscheidung der Wörter gegeben hat. Für die spätere Entwicklung wird anzunehmen sein, daß die Benennung der Gegenstände, ihrer Eigenschaften, Zustände und Vorgänge in der Reihenfolge eingetreten ist, wie sie für den Sprechenden wichtig wurden.<sup>1)</sup> Denn ist es auch psychologisch garnicht anders denkbar, als daß eine Eigenschaft, ein Zustand oder ein Vorgang nur an Gegenständen gedacht werden kann,<sup>2)</sup> so wäre es doch falsch, aus diesem Umstande zu schließen, daß diese Gegenstände auch vor jenen Begriffen benannt worden wären. Man kann sich wohl denken, daß insbesondere solche Vorgänge wie essen und andere Verrichtungen des menschlichen Körpers früher benannt worden sind als der Gegenstand selbst, an dem sie wahrgenommen wurden.<sup>3)</sup>

Bei der Betrachtung der Benennung von Gegenständen müssen wir davon ausgehen, daß es schlechterdings keinen Gegenstand gibt, der nur aus einem einzigen Elemente bestände; jeder ist vielmehr aus einer Anzahl teils konstanter, teils variabler Bestandteile zusammengesetzt. Stellen wir uns ein Pferd vor, das auf einer Weide grasst: wie viele Merkmale fallen uns da in die Augen! Wir bemerken seine Farbe, seine Stellung, seine Tätigkeit, sein Ohrenspitzen u. s. w. Sobald nun ein Gegenstand in den Blickpunkt unseres Bewußtseins tritt, so kann jedesmal nur eine mehr oder weniger geringe Anzahl der ihn zusammensetzenden Elemente von uns klar und deutlich apperzipiert werden, während die übrigen unklar und undeutlich sozusagen in der dunkleren Region des Bewußtseins schweben. Man versuche es nur einmal, sich alle Merkmale der vorher erwähnten Vorstellung Pferd zu vergegenwärtigen; wir können sicher sein, daß wir sie nicht so leicht vollzählig beisammen haben werden. Wundt nennt diese Eigenschaft der Apperception ihre Enge. — Trotzdem wird doch aber der Gegenstand als ein einheitlicher, von allen anderen Be-

1) Sütterlin S. 81.

2) Wir kommen unten noch einmal darauf zurück.

3) Wundt, V. Ps. I 2 S. 478 f. Delbrück S. 167.

griffen der Gesamtvorstellung verschiedener von uns aufgefaßt; das nennt Wundt die Einheit der Apperception.

Wird nun der apperzipierte Gegenstand benannt, so muß die Benennung vermöge der Einheit der Apperception sich einheitlich auf den ganzen Gegenstand beziehen; vermöge der Enge der Apperception aber kann sie nur durch eine begrenzte Anzahl von Merkmalen, meist nur durch ein einziges, hervorgerufen sein. Dieses die Benennung herbeiführende, im Augenblicke besonders hervorstechende Element nennen wir das dominierende Merkmal. — An einigen Beispielen mag der psychologische Vorgang der Namengebung erläutert werden. Bei der Bildung des Namens für unseren Begriff „Kind“<sup>1)</sup> konnte von all den verschiedenen Merkmalen, die der Vorstellung eigen sind (weshalb sie auch Eigenschaften genannt werden), im Augenblicke der Namengebung dasjenige besonders hervortreten, wonach das Kind das von der Mutter Geborene ist. So belegten also die Griechen es mit dem Namen τέκνον oder γονή, die Deutschen nannten es mit derselben Apperception „Kind“, der Hebräer ילד. Es könnten aber auch andere Merkmale des Gegenstandes, beispielsweise seine Unfähigkeit zum Sprechen oder der an ihm wahrgenommene Vorgang des Schreiens oder der Zustand des Gesäugtwerdens namenbildend wirken. So entstand im ersten Falle lat. infans, poln. niemówle, im zweiten englisch baby und portug. criança, im dritten hebr. עיל (wenn man in diesem Falle der Etymologie trauen darf). — Dasjenige Merkmal, das für die Benennung des Begriffs „Dreieck“ maßgebend gewesen ist, war das Vorhandensein von drei Ecken. Es ist klar, daß im Momente der Namengebung nicht etwa diese Ecken alleine vorgestellt wurden, getrennt von der Figur, zu deren Merkmalen doch noch unter anderen die gehören, daß sie drei Seiten und drei Winkel hat. Nur bleiben eben diese, da die Vorstellung von drei Ecken in unserem Bewußtsein eine größere Intensität besaß, gleichsam in der Dunkelheit.

Wir werden gut tun, auf die sogenannten Urbedeutungen garnicht einzugehen, da wir ja doch für die vorhistorische Zeit der Ursprache nichts Sicheres wissen können und die Etymologie häufig in die Irre führt. Nichts hindert uns, nur mehr sekundäre Benennungen ins Auge zu fassen, d. h. solche, die aus einem älteren Worte abgeleitet sind, da ja der psychologische Vorgang von Anfang an ein und derselbe gewesen sein muß. Es empfiehlt sich aber, bei den sekundären Benennungen immer diejenige Bedeutung heranzuziehen, die mit Wahrscheinlichkeit die nach Maßgabe der Überlieferung erste Bedeutung gewesen ist. Wenn Wundt als Beispiel für eine Sekundärbenennung das Wort „Geld“ anführt, das bei den Römern — und auch bei den Goten — nach dem zur Zahlung dienenden Vieh (pecunia, feihu) im Griechischen nach dem Silber (ἀργύριον), im Althochdeutschen das, was erstattet wird (ahd. gëlt) genannt ist, so liegt in diesen Benennungen schon ein nachweisbarer Bedeutungswechsel

<sup>1)</sup> Dieses Beispiel entnehme ich M. Freudenberger, Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache 1900 S. 60/61.

vor.<sup>1)</sup> Es erscheint aber praktischer, die Frage nach dem Bedeutungswandel hier noch offen zu lassen.

Besser paßt das zweite Beispiel, das Wundt anführt. Unser heutiger Begriff „Getreide“ wurde von den Römern als das, was genossen wird (*frumentum*), im Deutschen als das, was vom Boden oder dem Halme getragen wird (ahd. *gitregidi*) appercipiert.

Da ja in unserm abstrakten Denken die Worte als Symbole gebraucht werden, so können wir im Folgenden an Stelle der die Untersuchung verwirrenden Wortsymbole die allgemeineren Zeichensymbole einführen. Es mögen mit den ersten Buchstaben des Alphabets die konstanten, mit den letzten die variablen Bestandteile einer Gegenstandsvorstellung bezeichnet werden. Das im Augenblicke unter allen Elementen dominierende werde für sich besonders mit  $\delta$  bezeichnet. Für den Namen gelte die Abkürzung  $n$ . Da sich der Name zunächst mit dem dominierenden Merkmale zu einer festen Komplikation verbindet, während alle übrigen konstanten und variablen Elemente als relativ dunklere associiert werden, so erhalten wir, wenn wir die nur in der dunkleren Region des Bewußtseins schwebenden Elemente in eine Klammer setzen, für die Benennung eines Gegenstandes die Formel

$$n \delta (abc \dots \dots xyz) \text{ oder kürzer } n \delta (A \cdot X).$$

Natürlich kann dieses Symbol nur für einen momentanen Zustand gelten, da die Vorstellung doch ein Vorgang<sup>2)</sup> und als solcher in stetem Fluß begriffen ist. Greifen wir auf das vorher angeführte Beispiel „Kind“ zurück, so sehen wir, daß  $\delta$  sowohl zu den konstant bleibenden Elementen (A) wie zu den veränderlichen (X) gehören und daß es vollständig in den Komplex  $abc \dots xyz$  untertauchen kann, um einem andern Elemente den Vorrang zu lassen.

Wir haben nun schon oben (S. 10) darauf hingewiesen, daß bei einer Komplikation des Lautbildes mit dem Begriffe dieser relativ schwächer appercipiert wird als das Lautbild. Es ist ganz natürlich, daß man bei wiederholter Benennung des Gegenstandsbegriffes sich eines besonders hervorstechenden Elementes nicht mehr bewußt ist. Das bei der Entstehung der Benennung dominierende Element tritt mehr und mehr in die Linie der übrigen Elemente des Komplexes  $abc \dots xyz$ , um an den Namen seine Stellung abzutreten. Dann lautet also die Formel nur noch:  $n (A \cdot X)$ , worin  $n$  selbst zum dominierenden Merkmal geworden ist. Von hier aus versteht es sich von selbst, daß der Name  $n$  sich nicht etwa nur auf das Merkmal  $\delta$  bezog, sondern stets auf das Ganze, zu dem  $\delta$  gehört.

Hier muß auf einen häufig begangenen Fehler hingewiesen werden, durch den das Verhältnis zwischen Gegenstand und Merkmal geradezu auf den Kopf gestellt wird. Dieser Fehler entspringt der logischen Auffassung dieses Verhältnisses. Vom Standpunkte des reflektierenden Beurteilers aus erscheint nämlich das Merkmal als der allgemeine Begriff,

<sup>1)</sup> Das trifft (auch) für  $\delta$  insofern zu, als die Bedeutung „Zahlmittel“ die jüngste der Bedeutungen des Wortes ist.

<sup>2)</sup> Vgl. Wundt, Grundriß S. 250 f.

dem der konkrete Gegenstand untergeordnet, auf den er zurückgeführt wird. Eine scheinbare Stütze erhält diese Auffassung dadurch, daß die Sprachgeschichte sogenannte Wurzeln konstruiert hat, deren Bedeutung etwa dem entspricht, was wir Merkmal nennen. Man sagt, am Anfange der Sprachentwicklung hätte es einzelne wenige selbständige Wurzeln oder Wurzelworte gegeben, die eine sehr allgemeine und unbestimmte Bedeutung gehabt hätten, — weshalb auch die meisten dieser Wurzelbedeutungen verbaler Natur sind (s. unten S. 17). Von den Wurzeln wären dann die Bedeutungen der Mehrzahl der Gegenstandsbegriffe abgeleitet worden. So wird, um nur ein Beispiel herauszugreifen, als ein Urwort eine Wurzel *bhar* mit der Bedeutung tragen hingestellt; von dieser allgemeinen Bedeutung soll dann beispielsweise der Bruder\* als der Träger, d. h. — man beachte die Metapher! — der Erhalter der Mutter und der jüngeren Geschwister nach dem Tode des Vaters benannt worden sein. — Die Aufstellung von Wurzeln ist wohl berechtigt, insofern es Wortelemente sind, „letzte Bestandteile, zu denen die Wortanalyse führt, die aber unmittelbar nur in den aus solchen Elementen zusammengesetzten Wortgebilden nachweisbar sind.“<sup>1)</sup> Die Annahme einer Wurzelperiode der Sprache aber ist ein Phantasiegebilde, weil es psychologisch undenkbar ist, daß so unbestimmte, allgemeine Begriffe, wie die den Wurzeln zu Grunde liegenden es sind, der Bezeichnung selbst ganz individueller Gegenstände der nächsten Umgebung (vgl. Bruder) der Sprechenden vorausgegangen seien. Nach psychologischen Gesetzen können die ersten Begriffe vielmehr immer nur, wie wir bereits ausgeführt haben, konkrete Einzelbegriffe gewesen sein, die sich aus Merkmalen zusammensetzen, die unabhängig von jenen garnicht existieren.

Wenn wir nun zum psychologischen Vorgang der Benennung von Eigenschaften und Zuständen übergehen, so ist zunächst festzuhalten, daß eine Eigenschaft oder ein Zustand nur an Gegenständen, niemals isoliert, wahrgenommen werden können. Wir können uns die Eigenschaft „rot“ nur als die eines roten Gegenstandes, die Tätigkeit des Laufens nur als die eines laufenden Wesens vorstellen. Weil das so ist, deshalb muß für die Benennung von Eigenschaften und Zuständen ein wesentlich anderer psychologischer Vorgang konstatiert werden, als für die Benennung von Gegenständen. Wir würden die Eigenschaften und Zustände eines Gegenstandes garnicht als solche besonders auffassen und sie deshalb auch nicht

<sup>1)</sup> Wundt, V. Ps. I<sub>1</sub> S. 559. — Zur Wurzeltheorie vgl. Wundt, V. Ps. I<sub>1</sub> S. 547 ff I<sub>2</sub> S. 458 ff. und die bei Wundt angegebene Literatur. Dazu auch Delbrück a. a. O. S. 113 ff. L. Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde 1902 S. 56 ff. Mauthner a. a. O II S. 230—257. — Von den Wurzeln als dem „Urstoff der Sprache“ ausgehend, hat Wilhelm Meyer-Rinteln unter Mitarbeit seines Bruders Dr. Ernst Meyer-Duisburg-Ruhrort (vgl. dessen: Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft Progr. 606 für 1906 und die Ausführungen desselben Verfassers in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ 20. Jahrgang S. 145—171 und die Entgegnung von Franz Stürmer in derselben Zeitschrift in demselben Jahrgang S. 562—575) in seinem Buche: Die Schöpfung der Sprache, Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow 1905 überraschende Ergebnisse erzielt, mit denen sich gewiß noch Sprachgelehrte und Psychologen werden beschäftigen müssen.

benennen, wenn sie nicht an ein und demselben Begriffe, der verschiedenen Gesamtvorstellungen gemeinsam ist, als wechselnde Merkmale auftreten würden. Oder mit einem Beispiele: wir würden die braune Farbe eines Pferdes oder sein Ohrenspitzen oder sonst etwas niemals als etwas Besonderes apperzipieren, wenn wir nicht an einem andern Pferde oder einer Mehrzahl anderer Pferde etwa eine weiße oder eine schwarze Farbe und eine andere Stellung der Ohren wahrnehmen würden. So also entsteht überhaupt erst ein bestimmter Eigenschafts- oder Zustandsbegriff.

Ein und derselbe Eigenschafts- bzw. Zustandsbegriff kann nur aber natürlich an den verschiedensten Gegenstandsvorstellungen vorkommen. Dadurch, daß gewisse Eigenschafts- bzw. Zustandsbegriffe (Beispiel braun) mehreren (selbst ganz disparaten) Gegenstandsvorstellungen (Beispiele Pferd, Hund) gemeinsam sind, werden solche Gegenstandsvorstellungen in unserem Bewußtsein zu einer Reihe vereinigt, die durch das gleiche dominierende Merkmal (braun) zusammengehalten wird. — Bezeichnen wir die Gegenstandsvorstellungen mit  $A \cdot X$ ,  $A_1 \cdot X_1$ ,  $A_2 \cdot X_2$  u. s. w. und das dominierende Element wieder mit  $\delta$ , so erhalten wir als Formel für solch eine Reihe

$$\delta (A \cdot X) \delta (A_1 \cdot X_1) \delta (A_2 \cdot X_2) \dots$$

Nun können wir uns aber infolge der Enge der Apperception niemals alle Glieder einer solchen Reihe mit gleicher Klarheit und Deutlichkeit vorstellen; es wird vielmehr nur eine Vorstellung als stellvertretende apperzipiert. Indem aber doch die andern Vorstellungen der Reihe mit der als stellvertretend apperzipierten jeweilig associiert sind und im dunkeln Hintergrunde des Bewußtseins ruhen, tritt das allen gemeinsame dominierende und jene Association vermittelnde Element  $\delta$  mit großer Intensität auf.

Diese auf Reihen beruhenden Begriffsentwickelungen haben mit der Bildung der Gegenstandsbegriffe das gemeinsam, daß  $\delta$  niemals isoliert, sondern immer an andere Elemente oder Vorstellungen gebunden vorkommt, und daß es sowohl zu den constanten, wie zu den variablen Elementen gehören kann. Sie unterscheiden sich aber von den gegenständlichen Begriffsentwickelungen durch das weit stärkere Hervortreten der die Reihen ursprünglich zusammenhaltenden dominierenden Elemente. Verbindet sich deshalb mit  $\delta$  ein Wort  $n$ , so bleibt dieses, anders als bei den Gegenstandsbenennungen, ausschließlich dem Elemente  $\delta$  selbst associiert, während die übrigen Bestandteile ( $A \cdot X$ ,  $A_1 \cdot X_1$ ,  $A_2 \cdot X_2$  . .) mit ihm immer nur in vorübergehende Verbindung treten. So steht uns bei dem Begriff „braun“ nicht nur das Wort deutlich vor Augen, sondern auch der Begriff, die braune Farbe, geknüpft an irgend einen unbestimmt vorschwebenden Gegenstand, z. B. ein braunes Pferd.<sup>1)</sup>

Gehört nun  $\delta$  zu den relativ constanten, bleibenden Elementen (A), so ist es das, was wir eine Eigenschaft der Gegenstände der Reihe nennen, und das zugehörige Wort ist demnach ein Eigenschaftswort; gehört es zu den wechselnden (X), so entspricht es dem, was wir als einen Zustand unterscheiden, und das Wort ist verbaler

<sup>1)</sup> Wundt I<sub>2</sub> S. 477.



Natur.<sup>1)</sup> Aus dem Wechsel der Zugehörigkeit von  $\delta$  zu den bleibenden und den wechselnden Bestandteilen der Vorstellungen läßt sich auch herleiten,<sup>2)</sup> daß die Zustandsbegriffe unbestimmter sind als die Eigenschaftsbegriffe. Diese wiederum sind unbestimmter als die Gegenstandsbegriffe, weil der Gegenstand, an den sie jedesmal gebunden sind, unbestimmt bleibt. Hinsichtlich der Bestimmtheit und Festigkeit der Begriffe gilt also die Skala: concrete (sinnliche) Gegenstandsbegriffe, concrete Eigenschaftsbegriffe, concrete Zustandsbegriffe. Noch unbestimmter als die letzten sind jedoch die abstracten Begriffe, zu deren Betrachtung wir uns nunmehr wenden.

Ob ein Begriff concret oder schon abstract ist, das ist häufig nicht leicht zu bestimmen. So kann das von uns früher angeführte Beispiel „Dreieck“ in gewissem Sinne schon zu den abstracten Begriffen gerechnet werden. Es gibt in der Tat eine Anzahl von Begriffen, die eine Art Zwischenstufe in der Entwicklung von concretis zu abstractis bilden. „Begriffe wie Maschinen, Gewicht u. dgl. mögen . . . in einem Bewußtsein völlig abstract und in einem andern“ unmittelbar „an sinnliche Bilder gebunden, also concret sein.“<sup>3)</sup> Auf dieser Zwischenstufe liegen alle Begriffe, die man als Gattungsbegriffe bezeichnet, also außer den oben genannten noch z. B. Mensch, Tier, Baum, Stein.

Greifen wir unter diesen das zuerst genannte heraus. — Schon die Etymologie weist darauf hin, daß dem Begriffe eine concrete Einzelvorstellung zu Grunde liegt: manisco hängt mit man zusammen und ist der, der einem Manne ähnlich ist (; entsprechend *ἄνθρωπος* aus *ἄνθρω* und *ὤψ* = der das Antlitz eines Mannes hat). Die Entstehung des Begriffs Mensch ist nun aus einer Reihe von Begriffen hervorgegangen, (Beispiel: Mann, Frau, Knabe, Mädchen . . .), die alle ursprünglich zusammengehalten wurden durch ein gemeinsames dominierendes Element. Das könnte, wenn man einen Rückschluß aus der tatsächlichen Benennung des Begriffs Mensch macht und die Etymologie Recht behält, daß man und manisco mit dem Begriff „denken“ und im Lat. homo mit humus verwandt ist,<sup>4)</sup> das Element des „Denkens“ oder bei den Römern das des „die Erde Bewohnens“ gewesen sein.

Allgemein ausgedrückt hätten wir also eine Reihe

$$\delta (A \cdot X) \delta (A_1 \cdot X_1) \delta (A_2 \cdot X_2) \dots$$

als Substrat eines Gattungsbegriffes. Es ist dies, wie wir sehen, dieselbe Reihe, wie wir sie für die Eigenschafts- und Zustandsbegriffe gefunden haben. Aber es ist doch ein wesentlicher Unterschied vorhanden. Wenn nämlich die Reihe einen Eigenschaftsbegriff darstellt, so sind die einzelnen die gegenständlichen Vorstellungen zusammensetzenden  $A \cdot X$ -Bestandteile von sehr disparater Beschaffenheit, und  $\delta$  steht als ein relativ constantbleibendes Element im Vordergrund des Bewußtseins, so daß es,

<sup>1)</sup> Wundt I<sub>2</sub> S. 476.

<sup>2)</sup> Wundt I<sub>1</sub> S. 476. 478.

<sup>3)</sup> Wundt, Logik, S. 98.

<sup>4)</sup> So heißt ja auch im Hebr. **אדם** zugleich Mensch und (rote) Erde.

wenn das  $n$  hinzutritt, sich mit diesem fest verbindet. Stellt aber die Reihe einen Gattungsbegriff dar, so haben die Complexe  $A \cdot X$  usw., wie das unser Beispiel zeigt, außer  $\delta$  noch zahlreiche andere Elemente gemein, während  $\delta$  ziemlich flüchtig ist und deshalb leicht unter die übrigen Elemente zurücktreten kann; das  $n$  bleibt dann allein, genau wie wir das an den Gegenstandsbegriffen gesehen haben, als deutlich erkennbarer Vorstellungsinhalt im Bewußtsein.

Auch die concreten Beziehungsbegriffe gehören noch der Stufe an, die zwischen den concreten und abstracten Begriffen die Mitte hält. Beziehungsbegriffe sind solche, die zu einem andern Begriffe gleicher Begriffskategorie in Beziehung stehen,<sup>1)</sup> wie Vater und Mutter, Land und Meer, groß und klein, alt und jung, gehen und stehen, lieben und hassen<sup>2)</sup> u. dgl. Es ist bei ihnen stets eine Gegenstandsvorstellung (Beispiel: Erdoberfläche) vorhanden, durch die die beiden Beziehungsbegriffe (Land und Meer) wie durch einen Knoten zusammengehalten werden. — Stellt man sich diese Gegenstandsvorstellung mit zwei verschiedenen dominierenden Elementen (trocken, naß) vor, so entstehen zwei Vorstellungen

$$\delta_1 (A \cdot X) \text{ und } \delta_2 (A \cdot X).$$

Sollen nun beide dominierende Elemente gleichzeitig für einen Begriff namengebend wirken — wozu die Übereinstimmung der gegenständlichen Elemente ( $A \cdot X$ ) drängt — so kann das nur dadurch geschehen, daß die beiden Elemente in ein Verhältnis gebracht werden, was durch das Symbol

$$n \frac{\delta_1}{\delta_2} (A \cdot X)$$

ausgedrückt wird. Ein Verhältnis zweier dominierender Elemente ist nun zwar nicht gleichzeitig (simultan), sondern nur successiv vorstellbar; der Name aber kann trotzdem in einer Vorstellung gedacht werden. — Der Erfolg dieses Verlaufes ist nun der, daß der Name in der Complication mit dem Begriff zum Alleinherrscher wird. Dies geschieht um so mehr, jemebr die auf die geschilderte Art entstandenen Begriffe von anderen, namentlich Gattungsbegriffen, durchkreuzt werden.<sup>3)</sup> Erst diejenigen Begriffe, denen eine adäquate Vorstellung nicht mehr entspricht, deren einziges wesentliches Vorstellungssubstrat vielmehr nur das Wort ist, können wir in psychologischem Sinne abstrakt nennen. — So sind Begriffe wie Sein und Nichtsein, Ursache und Wirkung, Grund und Folge nur noch reine Denköbekte, „die ihre begriffliche Bedeutung erst durch die mannigfachen Beziehungen des Denkens empfangen, die das sie vertretende Wortsymbol in uns anregt.“<sup>4)</sup>

Häufig wird das Hilfsmittel der kategorialen Verschiebung der Begriffsformen benutzt, um Begriffe in die Region des Abstrakten zu heben

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Wundt, Logik, Kap. 3.

<sup>2)</sup> Dazu noch allgemeine Beziehungsformen, die wir von der Betrachtung ausschließen, wie oben und unten, auf und ab u. ä.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Wundt, Logik, S. 118 (e).

<sup>4)</sup> V. Ps. 2 S. 484.

und dadurch die freie Beweglichkeit des Denkens zu erhöhen. So verwandelt man blau in die Bläue, groß in die Größe, leben in das Leben, wissen in das Wissen. Warum gerade fast ausnahmslos Gegenstandsbegriffe gebildet werden, das zu untersuchen ist hier nicht der Ort.

Nun endlich sind wir an den Punkt angelangt, von dem aus wir die Frage, was wir unter der Bedeutung eines Wortes zu verstehen haben, zu beantworten vermögen. Es kann uns hier nicht darauf ankommen, eine allgemeine Definition des Begriffs „Wortbedeutung“ zu geben.<sup>1)</sup> Klarer und praktischer für die vorliegende Untersuchung ist es, wenn wir, ohne die einzeln gefundenen Resultate auf einen allgemeinen Ausdruck zu bringen, sagen: Beachtet man das in den Symbolen

$$\begin{aligned} & n \delta (A \cdot X) \\ & n \delta (A \cdot X) \quad n \delta (A_1 \cdot X_1) \quad n \delta (A_2 \cdot X_2) \dots \\ & n \frac{\delta_1}{\delta_2} (A \cdot X) \end{aligned}$$

dargestellte Verhältnis der Begriffe zu ihrer Benennung, so ist nacheinander  $\delta (A \cdot X)$ ,  $\delta (A \cdot X) \delta (A_1 \cdot X_1) \delta (A_2 \cdot X_2) \dots$ ,  $\frac{\delta_1}{\delta_2} (A \cdot X)$  als die Bedeutung des diesen Symbolen zugeordneten Lautes  $n$  anzusehen.

Unter dem Bedeutungswandel muß man demnach die Veränderung der durch die betreffenden Symbole ausgedrückten Begriffe verstehen.

Während also der Laut, das Wort, eine bestimmte Konstanz bewahrt, wandelt sich der durch das Wort ausgedrückte Begriff.

Freilich ist ja der Laut nur von einer relativen Beständigkeit. Auch er unterliegt einer Veränderung. Doch stehen Lautwandel und Bedeutungswandel in der Regel in keinem Verhältnisse zu einander. Obgleich der Laut eine etwaige Wandlung durchmacht, bleibt die Bedeutung im gegebenen Momente unverändert, und obgleich andererseits die Bedeutung sich verändert, wandelt sich doch nicht der Laut.

Nur in einzelnen wenigen Fällen gehen wirklich Laut- und Bedeutungswandel nebeneinander her. Diese Erscheinung wird von Wundt als die des correlativen Bedeutungswandels bezeichnet.

Der correlative Bedeutungswandel kommt bisweilen dadurch zustande, daß ein Wort auf mehreren Wegen in den Sprachschatz einer Sprachgemeinschaft eindringt und zwar jedesmal in verschiedener äußerer Form, der dann einer verschiedene Bedeutung entspricht. So wird das lat. *securitas* einmal als *sûreté* Sicherheit, ein zweites Mal als *sécurité* Sorglosigkeit entlehnt.<sup>2)</sup> — Häufig haben sich innerhalb derselben Sprachgemeinschaft Wortspaltungen — wie *Knabe* und *Knappe*, *Orte* und *Örter* u. v. a. — gebildet, die, ursprünglich gleichbedeutend, später eine Bedeutungsscheidung

<sup>1)</sup> Näheres darüber siehe bei E. Martinak, Psycholog. Untersuchungen zur Bedeutungslehre.

<sup>2)</sup> Weitere Beispiele fürs Romanische bei Diez, Etymologisches Wörterbuch der roman. Sprachen, 5. Aufl. besorgt von A. Scheler 1887, S. 189 f. A. Darmsteter, *la vie des mots*, 2. Aufl. Paris 1887 p. 140.

herbeigeführt haben.<sup>1)</sup> Auch für diese Entwicklung läßt sich eine Gesetzmäßigkeit in dem von uns festgestellten Sinne des Wortes nachweisen.<sup>2)</sup>

Wie sich schon aus dieser kurzen Darlegung ergibt, hat der sogen. correlative Bedeutungswandel eigentlich wenig mit dem zu tun, was Gegenstand der vorliegenden Betrachtung ist.<sup>3)</sup> Diese beschäftigt sich mit dem selbständigen Bedeutungswandel, der also darin besteht, daß der Begriff, den ein Wort bezeichnet, sich wandelt, während das Wort unverändert fortbesteht.

Die von uns eingeführten Symbole können sich nun in der Weise ändern, daß entweder  $\delta$  wechselt oder ganz in die Complexion A X zurücktritt, oder daß die aus A u. X zusammengesetzten Elemente sich wandeln, oder daß beides zugleich geschieht. Da wir unter  $\delta$  dasjenige Element verstehen, das als dominierendes die — nach Maßgabe der Überlieferung — erste Benennung des Begriffs, also die Grundbedeutung vermittelt hat, so hat das Bestehenbleiben von  $\delta$  den Sinn, daß eine Grundbedeutung bestehen bleibt, sein Zurücktreten in die dunkle Region des Bewußtseins aber den Sinn, daß die Grundbedeutung verdunkelt wird. Tatsächlich gibt es zahlreiche Wörter, die von Anfang an, d. h. soweit wir sie verfolgen können, eine Grundbedeutung bewahrt haben, aus der sich im Laufe der Zeit andere Bedeutungen entwickelten. Andere Wörter dagegen haben ihre Bedeutung völlig geändert: man kann keine von den mannigfachen Bedeutungen etwa als Grundbedeutung ansprechen. Diese ist erloschen; doch gelingt es oft, sie aus den sekundären Bedeutungen geschichtlich nachzuweisen oder wahrscheinlich zu machen.

Der selbständige oder eigentliche Bedeutungswechsel zerfällt in zwei Gruppen.

Einmal nämlich kann er eine Entwicklung darstellen, die allgemein in den Eigenschaften der Begriffe begründet ist. Eine Bedeutung erwächst unwillkürlich aus der andern, indem gleichzeitig in einer Mehrzahl von Individuen einer Sprachgemeinschaft bestimmte Motive wirksam werden, die, aus der Natur der Begriffe entstanden, diese modifizieren. Diese Fälle, die den Kern der Vorgänge insofern bilden, daß sie die Geschichte des jeweiligen Begriffs darstellen, faßt Wundt unter dem Namen des regulären Bedeutungswandels zusammen. Ihm steht der singuläre Bedeutungswandel gegenüber, der auf der Wirkung ganz individueller äußerer, bisweilen bloß einmal in die Erscheinung tretender Motive beruht, die für den Begriff selbst zufällig sind. Die neue Bedeutung erscheint hierbei als eine der oder einer früheren nur äußerlich auf-

<sup>1)</sup> Außer bei Wundt Beispiele dafür in Paul, Prinzipien<sup>3</sup> Cap. XIV (—Bedeutungsdifferenzierung —) § 177 S. 233 ff.

<sup>2)</sup> Wundt, V. Ps. I<sub>2</sub> S. 433 ff.; vgl. dazu Delbrück a. a. O. S. 154 ff. und Wundt's Entgegnung in „Sprachgeschichte und Sprachpsychologie“ S. 65 ff. — Sütterlin a. a. O. S. 176 ff.

<sup>3)</sup> Wundt hat das schon dadurch zum Ausdruck bringen wollen, daß er den Abschnitt, der vom corr. Bedeutungswandel handelt, überschrieb: Correlative Laut- und Bedeutungsänderungen. Vgl. Sprachgeschichte und Sprachpsych. S. 65.

gepflanzte; in dem ursprünglichen Begriff liegen nicht die Keime, die zu einem Wandel der Bedeutung geführt haben. Der singuläre Bedeutungswandel hat es daher in erster Linie mit der Geschichte des Wortes zu tun.<sup>1)</sup> Er wäre besser eine Bedeutungsübertragung zu nennen, wie denn auch die Metapher bei ihm eine Hauptrolle spielt.

Als Beispiel für eine singuläre Bedeutungsübertragung sei Fiaker angeführt, womit man in Paris um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Lohnkutschen benannte, weil an dem Hause, in dem solche zu haben waren, das Bild des heiligen Fiacrius angebracht war.<sup>2)</sup> — Der Anführung von Beispielen für den regulären Bedeutungswandel bedarf es hier nicht, weil sich die ganze folgende Untersuchung damit beschäftigen soll.

Doch ehe wir uns an diese specielle Aufgabe heranmachen, müssen wir uns die allgemeinen psychologischen Vorgänge vergegenwärtigen, die für den Übergang einer Bedeutung in eine andere in Betracht kommen.

Da ein Begriff immer durch die apperceptionelle Analyse einer Gesamtvorstellung entsteht (vgl. S. 10), so beruht jeder Begriffswandel auf einem neuen Apperceptionsakt. Nun stellt aber die Apperception an sich stets ein gleichartiges Verhalten des Bewußtseins dar.<sup>3)</sup> Es ändern sich nur von Apperceptionsakt zu Apperceptionsakt die mit jeder Apperception verbundenen Associationen. Können wir die bei jeder Begriffsentstehung in Tätigkeit tretende, stets gleichartige Apperception die formale Bedingung des Bedeutungswandels nennen, so liegen seine materialen Ursachen in der steten Veränderung der Associationen. Greifen wir noch einmal auf unsere Begriffssymbole zurück! Zwischen verschiedenen Produkten  $\delta$  ( $a b c \dots$ ) können unendlich viele Associationsprozesse herüber- und hinüberreichen. Ein aus  $a$  und  $b$  entstandenes Produkt kann durch  $abc$  in  $bc$ , durch  $bed$  in  $cd$ , durch  $ac$  in  $b$  übergehen usw.

Bei dem oben geschilderten Charakter des regulären Bedeutungswandels können aber im wesentlichen nur simultane Associationen den Wandel der Begriffe verursachen, d. h. diejenigen, die sich in einem Zeitverlaufe vollziehen, der dem Bewußtsein als eine Einheit erscheint.

<sup>1)</sup> Vgl. A. Rosenstein, die psycholog. Bedingungen des Bedeutungswandels der Wörter. Leipziger Dissertation. Danzig 1884 S. 29.

<sup>2)</sup> Zahlreiche weitere Beispiele bei F. Harder, Das Werden und Wandern unserer Wörter 1897<sup>2</sup>. E. Wülfing, Was mancher nicht weiß. Sprachliche Plaudereien. 1905. G. Blumschein, Über Übertragung und Entwicklung von Wortbedeutungen Progr. 509 für 1897.

<sup>3)</sup> Es möge hier die von Wundt in seinem „Grundriß“ gegebene Definition der Apperception eine Stelle finden. Er sagt S. 250: „Den durch eigentümliche Gefühle charakterisierten Zustand, der die klarere Auffassung eines psychischen Inhalts begleitet, nennen wir die Aufmerksamkeit, den einzelnen Vorgang, durch den irgend ein psychischer Inhalt zu klarer Auffassung gebracht wird, die Apperception. Dieser stellen wir die sonstige, ohne den begleitenden Zustand der Aufmerksamkeit vorhandene Auffassung von Inhalten als die Perception gegenüber. Die Inhalte, denen die Aufmerksamkeit zugewandt ist, bezeichnen wir . . . als den Blickpunkt des Bewußtseins . . . , die Gesamtheit der in einem gegebenen Moment vorhandenen Inhalte dagegen als das Blickfeld des Bewußtseins.“

Da die simultanen Associationen nun nach Wundtscher Terminologie in assimilative und complicative zerfallen, je nachdem sich Elemente gleichartiger oder ungleichartiger Gebilde associieren, so entstehen als die beiden Hauptgruppen des regulären Bedeutungswandels der assimilative und der complicative.

Bei dem ersten geht die Unterteilung davon aus, daß entweder die dominierende Vorstellung dieselbe bleibt (z. B. Bein eines gehenden Wesens und Bein eines Tisches) oder wechselt; das kann geschehen infolge rein associativer Einflüsse (z. B. Land in Land und Meer, Land und Stadt, Land und Wasser, Land und Volk) oder infolge äußerer Wahrnehmungseinflüsse, worunter „alles zu verstehen ist, was dem Menschen in der ihn umgebenden Welt als Gegenstand seiner Apperception entgegentritt“, <sup>1)</sup> insbesondere kulturgeschichtliche Einflüsse (z. B. Forst, urspr. das was außerhalb ist, die dem Wildbanne unterworfenen Flur, dann unser heutiges Wald).

Der komplikative Wechsel ist primär, wenn von einem Sinnesgebiete auf ein anderes übergegangen wird (z. B. hell, früher = hallend vom Gehörseindruck vgl. in hellen Haufen, jetzt vom Gesichtseindruck); er ist sekundär, wenn ein sinnlicher Vorgang auf den Intellekt übertragen wird (z. B. vorstellen).

Dazu kommt dann noch als dritte und vierte Gruppe der durch Wandel des Gefühlstones und der durch associative Verdichtung — ihrerseits bewirkt durch syntaktische Verbindung — herbeigeführte Bedeutungswechsel (z. B. schlecht, urspr. = schlicht, gerade; rien, urspr. = rem, dann durch häufigen negativen Gebrauch = nichts).

Mit diesen Andeutungen sei der Untersuchung dieses Problems ein vorläufiger Abschluß gegeben.

In einem zweiten Teile werden die einzelnen psychologischen Gründe für eine Anzahl von Fällen des regulären Bedeutungswandels erörtert werden.

<sup>1)</sup> V. Ps. S. 506.



